



Pfr. Christoph Reutlinger

Sonntag, 2. Februar 2020

Herr, es ist schön, dass wir hier sind.

Und nach sechs Tagen nimmt Jesus den Petrus, den Jakobus und dessen Bruder Johannes mit und führt sie abseits auf einen hohen Berg. Da wurde er vor ihren Augen verwandelt, und sein Angesicht strahlte wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiss wie das Licht. Und siehe da: Es erschienen ihnen Mose und Elija, und sie redeten mit ihm. Da ergriff Petrus das Wort und sagte zu Jesus: Herr, es ist schön, dass wir hier sind. Wenn du willst, werde ich hier drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Mose und eine für Elija.

Während er noch redete, da warf eine lichte Wolke ihren Schatten auf sie, und eine Stimme sprach aus der Wolke: Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Auf ihn sollt ihr hören! Als die Jünger das hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Da trat Jesus zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht! Als sie wieder aufblickten, sahen sie niemanden mehr ausser Jesus. Während sie vom Berg hinunterstiegen, gebot ihnen Jesus: Sagt niemandem, was ihr gesehen habt, bis der Menschensohn von den Toten auferweckt worden ist.

Matthäus 17,1–9

Liebe Gemeinde!

Gott begegnen, Christus in einer Vision vor Augen haben, unmittelbar mit Gott in Beziehung treten – gleichsam mit Petrus sprechen: *Herr, es ist schön, dass wir hier sind.* (Mt 17,4) Auch ich baute manchmal gerne eine Hütte an dem Ort, wo Gott mir begegnet. An einem Ort, wo Gott ganz mit uns ist, wo *er* die Antwort auf all unser Fragen ist, wo unsere Hoffnung Erfüllung findet, wo Freude vollkommen ist. Wo Christus selbst seine Hand auf uns legt und uns ermutigt. Und ja, ich glaube in der Tat: Auch unsere Welt braucht Visionäre, Menschen, die von Gott inspiriert an der Zukunft arbeiten, die an den unterschiedlichsten Orten und in mannigfaltigen Aufgabenfeldern etwas dazu beitragen, dass das Evangelium in die Welt spricht und etwas von Gottes Reich im Jetzt spürbar wird.

Gott begegnen – ja, Gott offenbart sich, seine Güte, seine Treue, seinen Bund, seine Gnade, sein Evangelium in Jesus Christus, in der Heiligen Schrift, in seiner Geschichte mit dem wandernden Gottesvolk. Gott begegnet uns Menschen!

Ob solch selbstbewusster theologischer Wortwahl wird manch einer von uns Menschen des 21. Jahrhunderts unsicher. Wir erleben in der Regel in unserem Alltag das Gegenteil: Gott begegnet uns nicht mit Zeichen und Wundern, er spricht nicht direkt zu uns, zeigt uns keine pfannenfertigen Lösungen, nicht für alltägliche, nicht für die grossen Probleme dieser Welt, und nicht einmal für unsere Glaubensfragen. Der Vorstellung, dass Gott sich uns zeigt, begegnen wir Christinnen und Christen des 21. Jahrhunderts so zumeist etwas distanziert, beispielsweise aus der sicheren Entfernung der intellektuellen Auseinandersetzung mit der Bibel. Die Bibel lässt sich gut im Studierzimmer lesen. Dies ist zunächst etwas ganz Natürliches, wir leben schliesslich in einer säkularisierten Zeit: Die Geburt Jesu liegt für viele durchaus gefühlte 2020 Jahre zurück, wir können Jesus von Nazareth nicht von Angesicht zu Angesicht begegnen, wir können ihn nicht anfassen, uns von ihm nicht berühren lassen, heilen lassen, verwandeln lassen. Kein Stern und keine Engelsingestalten führen uns zu ihm. Wer von uns wüsste von einer Begebenheit zu berichten, wie sie Petrus, Jakobus und Johannes damals widerfahren ist? Wer von uns fühlt sich selbst zur Visionärin berufen wie der Autor der Johannesoffenbarung? Nicht, dass unsere Zeit keine Visionäre brauchen könnte, ja: gerade in der Verunsicherung des religiösen Traditionssturms täte manch einem eine Gottesbegegnung gut.

In unserer Zeit scheint sich Gott genauso von uns distanziert zu haben, wie wir uns von ihm: So bleibt uns verkürzt und nüchtern-reformiert nichts anderes als die intellektuelle Auseinandersetzung mit der Bibel; – und zuweilen ein spezielles Erlebnis auf einem Berg, auf dem es sich Hütten bauen liesse. Aber: Auch dort wird selten eine Stimme aus einer leuchtenden Wolke zu hören sein. Die Distanz bleibt. Und diese Distanz kann bedrückend sein: Gerade in der Trauer, im Zweifel, in der existenziellen Not hörten wir gerne Gottes Wort mit seiner Stimme!

Wie aber gehen Gottesbegegnungen in der Bibel vonstatten? Tatsächlich sind himmlische Erscheinungen nicht nur im Offenbarungstext oder in der Verklärung Jesu bei Matthäus mit hellem Licht verbunden. Häufig sind solche Momente schlicht überwältigend und die Menschen erschrecken ob des Aufscheinens Gottes oder seiner Boten. So müssen sich auch Petrus, Johannes und Jakobus zuerst einmal beruhigen und brauchen Ermutigung, um sich wieder aufrichten zu können. Erst jetzt können sie die Botschaft der Stimme, die aus der Wolke zu ihnen gesprochen hat, zu verstehen versuchen.

Was im Matthäusevangelium mit der Gottesbegegnung einhergeht, ist aber vielleicht etwas Überraschend-Unaufgeregtes: *die Erinnerung*. Diese geht mit der Gottesbegegnung einher, sie schafft den Kontext, in dem Gott den Menschen begegnet. Die drei

Jünger werden aktiv an Moses und Elija erinnert, die in der Verklärung Jesu plötzlich gegenwärtig werden. Für die Jünger sind dies natürlich keine unbekanntenen Figuren, im Gegenteil: sie kennen sie von der Tora, von den Geschichtsbüchern, sie wissen von ihrer Bedeutung (vgl. auch das auf die Szene folgende Gespräch Mt 17,10–13). Mit der Gotteserscheinung werden Früher und Jetzt verbunden, in der Gottesbegegnung erhält die Vergangenheit eine neue Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft. So gibt es auch keinen Zweifel für die Jünger, wer ihnen in dieser Wolke begegnet: Es ist der Gott, der das Volk Israel mithilfe Moses aus dem Sklavenhaus in die Freiheit geführt hat, es ist der Gott, der seinen Propheten Elija mit mächtigen Königen und falschen Propheten rechten liess und der ihn am Ende seines Lebens entrückt hat. Auf ihn und seine Rückkehr als Messias hoffen viele Zeitgenossen Jesu. So erhalten die Worte, die aus der Wolke zu hören sind, auch nochmals einen anderen Sinn: *Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Auf ihn sollt ihr hören!* (Mt 17,5) Will sagen: Das Warten hat ein Ende, dieser ist es, dieser ist der Messias, auf den die Menschen gewartet haben. Und auf ihn sollt ihr jetzt und in Zukunft hören. Mit der direkten Gottesbegegnung geht also genau das einher, was ich vorhin fast schon salopp als defizitär *distanziert* bezeichnet habe: nämlich die *Erinnerung*, wie sie uns in der intellektuellen Auseinandersetzung mit der Bibel ermöglicht wird. Wenn wir also im Studierzimmer oder in der Kirchenbank mit der Heiligen Schrift in Berührung kommen und so mit der Geschichte Gottes mit den Menschen, mit dem Evangelium Jesu Christi, dann kann das ein Schritt zu einer Gottesbegegnung sein.

Lesen, hören, erinnert werden, Gott begegnen, Christus in einer Vision vor Augen haben, unmittelbar mit Gott in Beziehung treten – gleichsam mit Petrus sprechen: *Herr, es ist schön, dass wir hier sind.* (Mt 17,4) – Ist die Distanz zwischen mir und der Gottesbegegnung, der Gotteserscheinung im Neuen Testament also doch viel kleiner, als ich mir dies gemeinhin bewusst bin?

Genau wie bei den Jüngern die Erinnerung an Moses und Elija keine nostalgische Verklärung der Vergangenheit ist, sondern die Erinnerung an diese Menschen in der Gegenwart bedeutsam wird, so ist es auch bei uns. *Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Auf ihn sollt ihr hören!* (Mt 17,5) Diese Stimme spricht so nicht mehr nur zu den drei Jüngern, sondern zu mir hier und jetzt, auch wenn ich mich nicht in Jesu physischer Gegenwart auf einem Berg befinde. Ich lese und höre diese Worte nicht aus der Distanz von bald zweitausend Jahren, wie ein mich nicht betreffender Bericht, sondern ich erlebe sie als Worte an mich. Und das verändert mich, meine Lebenshaltung, meinen Blick auf Gott und die Welt. Christus ist nicht nur für die Jünger derjenige, auf den sie gewartet haben, sondern für uns. Und nicht nur die Jünger sollen auf ihn hören, sondern auch ich. Und wenn ich auf ihn höre, das heisst, das Evangelium Jesu Christi nicht nur als Zeitdokument verstehe, sondern es so gut als möglich zu leben versuche, entwickle ich nach und nach eine neue Lebenshaltung. Die erlebte Distanz zwischen Mensch und Gott wird damit nicht nur durch die Erinnerung an die Zeugnisse der Nähe Gottes zu den Menschen aus vergangenen

Zeiten überbrückt, ausgehalten, vielleicht verkleinert, sondern sie wird mit dieser Lebenshaltung ins Positive verkehrt: Ich kann zwar Gott nicht ‚schauen‘, aber er kann zu mir schauen, er kann zu mir sprechen, mich berühren, mich verwandeln, und nicht nur mich, sondern die Welt. Diese Lebenshaltung ist nichts anderes als das, was wir Christen Hoffnung nennen. Denn wir hoffen, dass Gott gerade auch dort, wo ich es nicht sehe, mit seiner berührenden, heilenden, verwandelnden Güte für mich und die Welt schaut und mich überraschen kann, wie er Menschen auch in den Evangelien immer wieder überrascht.

Mit Christus begegnen nicht nur Petrus und seine Freunde Gott, mit Christus begegnen auch wir Gott im Jetzt und in Ewigkeit. Etwas Distanziertes geht dieser Bibellektüre vollständig ab. Weil Gott auch zu mir spricht, sehe ich diese Welt anders, und so fühle, denke und handle ich auch anders, als ich es ohne meine Hoffnung täte. Ich sehe zwar nicht Gott, aber mit Gott sehe ich mehr, fühle ich mehr, handle mehr, weil ich über mich selbst hinaus und mein eigenes Vermögen auf Gottes Güte traue, gerade auch in Anbetracht der Herausforderungen unserer Gesellschaft und Zeit. Denn ja, der fassbaren und unfassbaren Verunsicherungen sind viele: die rasante technologische Entwicklung, Negativzinsen, unbekannte Viren und Krankheitsbilder, offene Fragen in der Altersvorsorge, das Flüchtlingsdrama, der Klimanotstand, eine zunehmend unberechenbar erscheinende Weltpolitik, die von launenhaften Politikern dominiert wird, und noch dazu werden wir in unserem Glauben verunsichert ob des Traditions-umbruchs in der Gesellschaft und der Veränderungen in unseren Kirchen. Ein laut skandiertes ‚der Herrgott wird’s schon richten!‘ entspricht zumindest kaum unserer Haltung, ebenso wenig möchten wir in einen apokalyptischen Abgesang auf den nahen Weltuntergang einstimmen.

Eine auf Gott hoffende Lebenshaltung tappt nicht in diese Fallen: Vielmehr sensibilisiert sie mich für das, was ich sehen und nicht sehen kann, was ich wissen und nicht wissen kann, was ich tun und nicht tun kann. Und für das, was ich darüber hinaus aufgrund meiner Erinnerung an die Geschichte Gottes mit den Menschen hoffen kann. Die christliche Lebenshaltung fördert also gerade das Tun, weil sie von mir nicht das Unmögliche verlangt, sondern weil sie von mir das Mögliche fordert, mich aber dabei immer über das mir Mögliche hinaus für die Möglichkeit des Guten sensibilisiert, das uns nur zufallen kann. Es geht also nicht um eine Hoffnung im Stile der Überzeugung ‚der Herrgott wird’s schon richten‘, sondern um das Leben und Handeln aus dem Vertrauen, dass ich nie werde alles verstehen können, was Gott für uns tut, wo überall Gott uns mit seiner Güte begegnet. Und dass Gott gerade auch wenn ich überfordert bin, durchaus seine Hand auf mich legt und zu mir spricht: *Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige; ich war tot und siehe, ich lebe in alle Ewigkeit...* (Offb 1,18) Und er mir so Mut macht, aufzustehen und zu antworten: *Herr, es ist schön, dass wir hier sind.* (Mt 17,4)

Amen.